

Was kann die weiße Frau zur Lösung der Eingeborenenfrage tun?

Von Maria Karnoth.

Die Stellung der Eingeborenenfrage wird von vielen Kreisen bei der Betrachtung kolonialer Tätigkeit in den Vordergrund gehoben. Tatsächlich handelt es sich auch um eine Frage von großer Bedeutung für die koloniale Betätigung unseres Volkes, da immer wieder von Kolonialgegnern behauptet wird, Kolonialpolitik müsse unter allen Umständen imperialistisch sein. Gerade aber der Deutsche, auch die deutsche Frau, ist für die Erziehungsarbeit an der eingeborenen Bevölkerung besonders geeignet. Wenn auch wirtschaftliche Momente besonders im Vordergrund stehen müssen und für koloniale Betätigung ausschlaggebend sein werden, so kann man an der Frage der Stellung zu den Eingeborenen nicht vorbeigehen. Wenn ein Kolonialgegner wird dadurch zum Kolonialfreund. Man wird gerade durch die Erörterung dieser Frage gezwungen, rücksichtsvollen Sinn und Zweck unserer kolonialen Arbeit zu durchdenken und den Zukunftswert dieser Arbeit, die ein großes Stück unserer Lebensarbeit war, zu suchen. Mehr als jede andere Lösung einer Aufgabe ist aber diese abhängig von der Persönlichkeit und der Lebensauffassung des einzelnen. Eine Erziehungsarbeit kann sich immer nur aus einem inneren zwingenden Wunsch des anderen Menschen gegenüber ergeben.

Aber nicht allein die Einstellung der eigenen Persönlichkeit war für die Arbeit der weißen Frau in Afrika maßgebend und wie es auch heute noch ist, sondern in den meisten Fällen ist der Wohnort des Europäers maßgebend, wie diese Frage an ihn herantritt. In Städten wie Dar-es-Salaam und Tanga war es viel schwerer, direkt mit der Bevölkerung in Verbindung zu treten. Die in diesen Städten wohnenden Europäer kamen mit den Eingeborenen hauptsächlich nur zusammen, soweit es sich um die Wox im eigenen Hause handelt oder soweit man überhaupt im täglichen Leben mit der Eingeborenenbevölkerung in Berührung kommt. Auch auf jeder Regierungsstation war es für die weiße Frau, die

qualisch Hausfrau ist, schwierig, sich an der Lösung der Aufgaben für die Eingeborenen intensiv zu betätigen. Jede Regierungsstation hatte meistens ein Hospital unter Leitung eines Arztes oder Sanitäters, die vor allen Dingen die Behandlung der Kranken durchführten und dadurch mit den Eingeborenen und ihrer Lebensweise in nähere Berührung kamen. Auch der Beamte, der zu bestimmten Zeiten Gerichtsverhandlungen abhielt, Zeitgen machte, kam in ganz andere Berührung mit den Eingeborenen als die weiße Frau. Hier wirkte der Einfluß der Europäer allmählich und weniger stark die Persönlichkeit des einzelnen. Die Aufgabe der deutschen Hausfrau bestand im wesentlichen darin, ihr eigenes Heim zu einem wirklichen Heim für ihre Familie und weiter für alle Europäer zu machen und damit in Afrika ein Stück der deutschen Heimat zu erhalten.

Nun geht natürlich eine suggestive Wirkung vom Haushalt des Europäers überhaupt aus, gestützt schon durch den starken Nachahmungstrieb der Eingeborenen. Wenn auch zunächst nur die im Haushalt angestellten Eingeborenen, die Woxs und Kindermädchen erfaßt werden, so geht eben der Einfluß doch sehr viel weiter in das Eingeborenenvolk hinein. Bei den Kindermädchen, die zur Betreuung der weißen Kinder vielfach verwendet werden, wird eben doch so manches von der Art der Kinderpflege haften bleiben, was sich dann, wenn auch in ganz anderer Form, für die Pflege der Bevölkerung als günstig erweisen muß.

An die Lebenshaltung, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen kommt aber hauptsächlich die Frau heran, die mit ihrem Manne auf einer Station allein wohnt. Hier wieder sind es hauptsächlich die Woxstationen und die Farmen. Die Woxstationen sind von Anfang an auf den Dienst an der eingeborenen Bevölkerung eingestellt und die Woxstationen sind ohne weiteres zu dieser Arbeit geeignet, nicht nur aus innerem Verständnis, sondern weil eine andere Woxstation gar nicht denkbar ist.

Aber auch die Frau des Anstellers kommt mit den Eingeborenen in nähere Berührung; denn bei jeder Anstellung eines Deutschen entsteht sehr bald ein Eingeborenenort. Wie sich nun die weiße Frau zu dieser Bevölkerung

einstellt, wie weit sie eine Erziehungsarbeit bewußt leistet, ist eben abhängig von der persönlichen Auffassung über den Wert solcher Arbeit.

Zuerst werden die Eingeborenen durch den Verkehr beim Kauf von Waren zu der weißen Frau Vertrauen gewinnen. Das eine steht dabei immer im Vordergrund: der Eingeborene ist zu behandeln wie ein großes Kind, d. h. mit Liebe und Strenge. Man könnte auch zuerst meinen, es sei am besten, die Eingeborenen in ihrer durchaus primitiven Lebensweise zu belassen, die ihren gegebenen Verhältnissen entspricht. Aber zwei Punkte veranlassen einen bald zu intensiver Arbeit, das ist die Krankheit und die Kinderpflege.

Weniger wichtig ist die Frage der Bekleidung, die nur äußerlich etwas vortäuscht, was jeder inneren Begründung entbehrt. Hier muß man an der primitiven Lebensweise festhalten, bis andere Voraussetzungen dafür gegeben sind. Es ist deshalb nicht das Wichtigste, eine Nähmaschine einzuführen. Was nützt es dem schwarzen Mann oder der Frau, wenn sie ein Kleid hat, das nicht sauber gehalten werden kann, weil man keine Seife kennt. Es kann auch beim Waschen nicht gewechselt werden, wenn es naß ist, und bietet sehr viel Anlaß zu Erkältungskrankheiten. Die Bekleidung mehrerer Bekleidungsstücke ist aber schon deshalb schwierig, weil sie dem Eingeborenen nur als Schmuck dienen und nicht zur Erwärmung des Körpers. Es ist auch nicht Aufgabe, die kleinen Kinder zu bekleiden und sie in Windeln zu wickeln, da die notwendige Sauberkeit nicht durchgeföhrt werden kann. Afrika hat wohl Delbäume und tierische Fette, die zur Seifenfabrikation notwendig sind, aber die Bevölkerung kennt eine solche Verwertung nicht. Man kann also die Eingeborenen nicht mit Kultur beglücken, für die jede Voraussetzung fehlt. Hier bedarf es erst systematischer Bildung und Schulung des Denkens, ehe die Grundlagen gelegt werden können. Auch das kann aber der Eingeborene in absehbarer Zeit nicht aus sich selbst, sondern er ist auf die Erziehungsarbeit europäischer Völker angewiesen.

Halte mit ODOL gesund Zähne, Mandeln, Hals und Mund

die Frauen und der Fremde

Ein Schicksalsroman von H. A. von Lüttich

8. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Stimmt. — Ganz recht.“

„Und diese hier?“ Triumphierend zog Herr Nebelcu eine ganz gleiche Mehrschußpistole aus der Tasche. — Wir standen verblüht, sprachlos. —

Der Beamte weidete sich an unserer Ueberrumpfung, lächelte. Beide tragen dieselben Monogramme, sind einander so ähnlich wie ein Ei dem anderen! Die eine Waffe fand ich soeben in Herrn Marghilomans Nachttisch, die andere gehörte dem Täter!

„Bestatten Sie!“ Arne Thorsen betrachtete die silbernen Buchstaben, lächelte: „Diese hier hat der Mörder benutzt!“ Richtig. Aber wie können Sie das mit einer solchen Bestimmtheit behaupten?

„Weil das Silber noch blank und nicht abgenutzt ist.“

„Ich glaube an Ihnen ist ein Kriminalist verloren gegangen!“ sagte der Kommissar anerkennend.

Der Däne suchte nur die Achseln.

„Dann will ich die Herren nicht länger bemühen. Nur eins noch: Sie bleiben doch auch weiterhin in Geresnala?“

„Ja — ich weiß nicht recht,“ meinte ich, „unter den obwaltenden Umständen wäre es wohl Anstandsspflicht, die Befragung abzuwarten und dann unverzüglich die Heimreise anzutreten.“

Der Beamte nickte:

„Gewiß, selbstverständlich. Nur — es dürfte noch die eine oder andere Rücksprache nötig werden, Ihre Aussagen sind immerhin für den Gang der Untersuchung von erheblichem Belang. Das werde ich auch Frau Marghiloman sagen, und ich möchte Sie bitten, solange hier zu bleiben, bis behördlicherseits die Genehmigung zur Abreise erteilt wird.“

Franjo Vidacovic wurde um einen Schein sahler. „Das steht ja gerade so aus, als beargwöhnte man uns, als seien wir Untersuchungsgefangene!“

„Aber keineswegs, Sie mißverstehen mich vollkommen!“ sagte Herr Nebelcu mit einem lebenswichtigen Lächeln. „Ich handele lediglich so, wie es mir Pflicht und Gewissen gebieten —“ keine Stimme bekam plötzlich etwas Sprödes, „ich muß Sie in Ihrem eigensten Interesse ersichtlich bitten, keinen Versuch zu unternehmen, ohne meine ausdrückliche Einwilligung Ihren Aufenthaltsort zu wechseln. Die Folgen würden möglicherweise sehr unangenehme sein!“

„Na, dann sind wir hier wohl vorerst überflüssig,“ meinte Dr. Overrecht.

Eine kurze korrekte Verbeugung, wir schritten den Gang nach unseren Zimmern hinab. — Auf dem Flur, von dessen Wänden unzählige Beweise herabstarrten, tat die allertümliche Standuhr mit hartem, kirschrotem Pendelschlag eis Schläge. —

Wie Mel sag es mir in den Stiefern als ich in meinen Smoking schlüpfte. In der Innentür ein leises Knistern.

Und nun entsann ich mich: richtig, ich sollte ja das Ruwert öffnen. Mit dem Nadelspitzer schnitt ich den Umschlag auf; ein Notizblatt fiel heraus; Arne Thorsens steife, edige Schriftzüge.

„Göza Marghiloman wird die Sonne nicht mehr sinken sehen. Er stirbt durch Mörderhand.“

Ein eifriger Schauer jagte mir den Rücken hinab. Was das nun Zufall oder —?

Am der Tür Kopfte es.

„Herein!“

Dr. Overrecht nickte trat ein.

„Entschuldigen Sie den Ueberfall, aber ich bin der Ansicht, daß mir irgendwie zu den Vorfällen Stellung nehmen müssen!“

„Wieder Herr Doktor,“ ich konnte ein Lächeln nicht ganz unterdrücken. „Sie sind zum erstenmal in Rumänien, nicht wahr?“

„Ja, allerdings —“

Ich bot meinem Besucher eine Zigarette an.

„Also dann seien Sie gewiß, daß wir nicht weiter als bis nach Anina kommen würden, ohne verhaftet zu werden! Wie ich Herrn Nebelcu beurteilte, spielt jetzt schon der Draht nach allen Himmelsrichtungen. Und schließlich ist der Mann ja auch in keinem guten Recht. Jeder Ausländer, namentlich aber Ungarn, Oesterreicher, Deutsche und Bulgaren, sowie Russen, sind hierzulande so ipso verächtlich.“

Aber man kann sich doch eine derartige Behandlung nicht ohne weiteres gefallen lassen,“ fuhr Dr. Overrecht auf, „ich werde mich bei dem Ministerpräsidenten in Bukarest, bei unserem Gesandten beschweren!“

„Tun Sie das nicht. Ehe Ihre Eingaben — wenn sie überhaupt geprüft werden — erledigt sind, werden wir längst daheim sein.“

Ich unterbrach mich, horchte auf, trat an das offene Fenster, unter dem Frau Margits Boudoir lag. Ganz deutlich konnte man die verschiedenen Stimmen unterscheiden, die senore, klagvolle des Kommissars und Elena Jusius Antwort.

„Sie sind schon seit längerer Zeit hier, gnädiges Fräulein?“

„Seit dem 1. Juni; ich habe meine Freundin in den letzten beiden Jahren regelmäßig besucht. Am 15. Oktober wollten wir gemeinsam nach London, später nach Paris und Rizza reisen.“

„So, ja. — Sie sind Jugendfreundinnen?“

„Ja,“ sagte Frau Margit. „Elena und ich stehen uns so nahe wie Schwestern.“

Selbstam, wie ruhig und gefaßt die Stimme klang.

„Haben Sie, gnädige Frau, in der letzten Zeit irgend etwas Auffälliges an Ihrem Herrn Gemahl bemerkt? Ich meine: War er vielleicht gedrückt, ängstlich, nervös, kurzum anders als sonst?“

„Bestimmt nicht, mein Mann blieb sich äußerlich immer gleich, verstand es, sich zu beherrschen.“

„Aber etwaige finanzielle Sorgen?“

„In seine geschäftlichen Angelegenheiten gewährte er niemandem Einblick.“

„Auch Ihnen nicht?“

„Auch mir nicht.“

Der Beamte wechselte das Thema.

„Ist es Ihnen bekannt, aus welchem Grund Ihr Herr Gemahl nach Geresnala kam?“

„Nein; ich habe Franjo noch nicht gesprochen, aber —“

„Aun?“

„Ich vermute, daß er in Geschäftverhältnissen mit dem Darlehn haben wollte.“

„Ist das denn früher schon der Fall gewesen?“

„Zweimal. Er hat die geleihenen Summen, die er zur Deckung von Differenzgeschäften brauchte, immer pünktlich zurückgezahlt.“

„Ihr Herr Gemahl gab ihm das Geld ohne Zinsen?“

„Mein Vater wandte sich an mich. Ich habe ihm einmal dreihunderttausend und einmal vierhunderttausend Lei gegeben.“

„Ohne Wissen Ihres Herrn Gemahls?“

„Mein Mann hatte mir am Tage unserer Hochzeit zweihunderttausend Lei als freies Eigentum überwiesen, außerdem erhielt ich monatlich achtzigtausend Lei als Rente.“

„Eine Partie von Sekunden. Dann wieder Herrn Nebelcus gedämpfte Stimme:“

„Eine etwas indistrete, aber notwendige Frage: Ihre Lei war gültig?“

„Mein Mann hat mir jeden Wunsch erfüllt.“

„Betätigte er sich eigentlich politisch?“

„Seit unserer Verheiratung nicht mehr.“

„Und vorher?“

„Genauer kann ich darüber nicht sagen.“

„Wo pflegte Herr Marghiloman seine Lieblingssportarten auszuüben?“

„Im Rachtisch.“

„Und welche Personen wußten darum?“

„Das kann ich keinesfalls mit Bestimmtheit angeben.“

„Gnädige Frau,“ der Kommissar dämpfte seine Stimme noch mehr, „nach den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung kommt nur ein seit langem mit voller Ueberlegung und äußerstem Raffinement vorbereiteter Mord in Frage. Ein Mord, der von einer Person ausgeführt wurde, die mit den Gepflogenheiten Ihres Herrn Gemahls, zum Beispiel dem täglichen Morgenpaziergang, genau Bescheid wußte. Auch das Monogramm am Kolben ist täuschend ähnlich bis in alle Einzelheiten nachgeahmt. Der Täter muß somit hinreichend Zeit gehabt haben, um eine sorgfältige Zeichnung anzufertigen. — Haben Sie vielleicht in den letzten Monaten das Personal gewechselt?“

„Im Mai hat mein Mann dem zweiten Diener: Waffie Bliu, der sich einen kleinen Diebstahl zuschulden kommen ließ, gekündigt. Die Entlassung erfolgte am 1. Juli.“

„Das ist interessant! Wiffen Sie zufällig, wo der Mensch sich jetzt aufhält?“

„Bei seiner Mutter in Maidan, die Frau besitzt dort eine kleine Wirtschaft.“

„Maidan — das ist wohl ein Dorf?“

„Etwa fünf Stunden von Geresnala entfernt.“

„Drunten wurde ein Stuhl gerückt.“

„Bergehen Sie bitte die Störung, meine Damen, hoffentlich sind Sie damit einverstanden, gnädige Frau, daß ich Herrn Vidacovic sowie Ihre Jagdstücke gebeten habe, solange in Geresnala zu bleiben, bis die Untersuchung abgeschlossen ist und die Genehmigung zur Heimreise erteilt werden kann?“

„Die Herren stören mich durchaus nicht.“

„Dann danke ich Ihnen sehr. Habe die Ehre!“

Dr. Overrecht stieß mich an.

„Eine ganz unglaubliche Geschichte! Da will man sich von